

Eine ungeheure Leistung

BAYREUTH. Allerspätstens während des letzten Satzes dieses nicht weniger als vier komplette Sonaten umfassenden Konzerts denkt der Rezensent, dass er es mit einer ungeheuren Leistung zu tun hat. Es ist eines, die 32 Klaviersonaten Beethovens in die Finger und ins Gehirn zu bekommen. Viel bemerkenswerter ist es aber, noch am Ende eines langen, gewiss Kräfte zehrenden Konzertabends eine „bedeutende“ Sonate Beethovens bis in den letzten Akzent geistig zu beherrschen. So dass der Hörer so gebannt in seinem Sessel verharrt wie an diesem Abend mit Martin Rasch, der von Steingraeber eingeladen wurde, sämtliche Sonaten Beethovens in acht Konzerten zu spielen.

Hat Beethoven in seiner Jugend keine „bedeutenden“ Sonaten geschrieben? Es ist alles eine Frage der Interpretation. Hört man Rasch, so fragt man sich, ob diese Mischung aus Genauigkeit, Souveränität und poetischer Größe so schon bei Beethoven steht. Im Prinzip ja – man muss es „nur“ ausführen, doch in dem Wie, da liegt der ganze Unterschied. Rasch beginnt mit den drei Sonaten op. 2 und fügt die „reife“ Adieux-Sonate op. 81 a an – op. 2/3 und „Les Adieux“ hat man bei Steingraeber oft gehört, op. 2/1 und 2/2 sind nicht ganz so populär, gelten als relativ leichtgewichtig. Welch ein Irrtum! Beethoven wusste spätestens seit 1795, wie sein Weg verlaufen würde: weitab der bloßen Konvention, die in den ersten Sonaten noch das Überkommene zitiert.

Rasch erfasst das „Traditionelle“ von op. 2/1 durchaus, wenn er die Nachtmusik des Adagios in einer Klarheit vermittelt, die an Carl Philipp Emanuel Bachs helllichtige Fantasien erinnert –

Und doch schon „reiner“ Beethoven ist. Man spürt: Hier ist ein Musiker am Werk, der jeden Ton auf seinen dramatischen Zusammenhang geprüft hat, der selbst im Furioso die Linie nicht verschmiert und – wie im Schlusssatz von op. 2/1 – den Bass betörend vibrieren lässt. Er weiß, wie Beethovens robuster, derber Witz zu packen ist, wie ein stoischer Trauermarsch zu klingen hat, was Jakobinismus in der Musik ist – und er überrascht mit einer Magie des Piano, der aus dem Klavier ein Wunder macht: ein Wunder an Farben, Nuancen, Hintergründen, an Zwischentönen und subtilen Klangschattierungen. Deutlichkeit herrscht noch in der Dezenz: bannend die Pausen im Scherzo von op. 2/2, elegant, also graziös, das Thema des Rondo grazioso, dem das Hämmern in logischem Kontrast willig folgt, bevor es in den Schlussteil hineingleitet – aber kann Musik „logisch“ sein?

Raschs Deutungen besitzen die Überzeugungskraft der Selbstverständlichkeit: wenn intime Spannungen einen Satz beseelen und ebenso, wenn er orchestrale Wirkungen herbeizaubert, ohne brutal ins Instrument zu schlagen (aber gewiss: vehement spielen kann er auch, ohne je zu lärmern). Wie reich an innerem Zauber klingt der berühmte Eingang der Adieux-Sonate, wie vital kommt später der Jubel des Wiedersehens im Vivacissimamente, dem letzten Satz, in den die großen Akkorde wie Glockenschläge hineinfahren: ein Virtuosenstück. Meißeln – und sacht dahinfliegen: Wer beides kann, der wird als Meister erkannt. *Frank Piontek*